

**Vortrag vor der Arbeitsgemeinschaft  
Frauenverbände im PFL zu Oldenburg  
am 11. Juni 2001**

Die eine Hälfte  
Zur Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft

Sehr geehrte Damen!

Das Thema eines Referates *kann* neugierig oder stutzig machen oder beides zugleich. Die Frau – nur eine Hälfte? Als ich vor Monaten über die angefragte Formulierung „Rolle der Frau im 21. Jahrhundert aus der Sicht der evangelischen Kirche“ nachdachte, wurde mir bewusst, dass ich so allgemein, umfassend und grundsätzlich nichts sagen könnte und wollte. Was sollten auch Mitglieder und Vorstände von Frauenverbänden von einem Mann, noch dazu von einem Bischof, wenn auch in evangelischer Gestalt, anderes erwarten, was sie nicht selbst schon längst viel besser in Erfahrung gebracht, studiert, erstritten, verteidigt und verwirklicht hätten. Deshalb lag mir viel an dem bescheideneren Untertitel „Zur Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft“. Das Wörtlein *zur* signalisiert den Versuch, einige Gesichtspunkte zu einem wichtigen und komplexen Phänomen zusammenzutragen, die nicht den Anspruch auf Vollständigkeit oder gar episkopale Zuständigkeit erwecken sollen. Dennoch hat mich ein wenig der Ehrgeiz gepackt, eine Überschrift für meine Ausführungen zu finden, die mir bei der vorbereitenden Lektüre mancher Aufsätze und Publikationen noch nicht begegnet ist, die aber im Respekt vor dem notwendigen Miteinander der Geschlechter die Rolle der Frau angemessen und fair beschreibt. Darum der Titel „Die eine Hälfte“.

Ich sage bewusst nicht „die bessere Hälfte“, mit der Männer gelegentlich zu kokettieren pflegen, wenn sie bestimmte Ziele, meist durchsichtige, bei ihren Frauen oder solchen, die sie als die ihnen gehörigen oder hörigen betrachten, zu erreichen suchen. Ich sage auch nicht „die andere Hälfte“, weil darin sofort der Verdacht einer Klassifizierung im zweiten Rang aufkommen könnte, wie sie zweifellos bis ins 20. Jahrhundert hinein im allgemeinen Verständnis der Gesellschaft, der Kirchen und Religionen gang und gäbe war und teilweise ist. Ich überschreibe mein Referat mit den Worten „die eine Hälfte“ ohne Wenn und Aber. Diese Aussage ist mir wichtig, weil sie – auch biblisch-theologisch gedacht – über allen Streit um prozentuale Anteile in der Bevölkerung, um Quoten bei der Besetzung von Ämtern und um Einfluss bei der Entwicklung eines partnerschaftlichen Lebens erhaben ist. Konsequenterweise würde ich, wenn ich danach gefragt würde, einen Vortrag „Zur Rolle des Mannes in Kirche und Gesellschaft“ nicht etwa unter dem Motto „die andere Hälfte“ halten, sondern der Titel müsste genau so lauten „die eine Hälfte“, weil nur – dem mathematischen Denken entlehnt – eins plus eins die Zwei ergibt. Ich hoffe, dass die Titulierung sie etwas neugierig und stutzig gemacht hat.

Eigentlich könnte mit dieser Einleitung das Referat schon beendet sein, weil alles Grundlegende zum Kampf der Geschlechter, zur Würde der Frau und des Mannes, zur Verantwortung bei der Erziehung der Kinder und zur Stellung der Menschen vor Gott gesagt ist. Wahrscheinlich aber möchten sie etwas mehr über die Umsetzung dieses Gleichheitsprinzips in den etwas konkreteren Vollzug hören. Darum möchte ich in vier Abschnitten zur Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft Stellung nehmen – als Mann und Vertreter einer Kirche, die sich bemüht, den beiden einen Hälften einigermaßen gerecht zu werden.

## 1. Keine Frau ist jede Frau

Im „Internationalen Jahr der Familie“, das war 1994, hat die Evangelische Frauenarbeit in Deutschland (EFD) die Verantwortlichen in Kirche und Gesellschaft aufgefordert, die Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, dass Frauen in ihrer jeweiligen Lebensform ohne ökonomische oder gesellschaftliche Behinderungen und Belastungen leben können. In einem knapp gehaltenen Positionspapier wurde unter der Überschrift „Keine Frau ist jede Frau“ folgendes festgestellt, was sie alle wissen und alle Männer wissen können: „Frauen in der Bundesrepublik Deutschland leben heute in einer Situation, die von zunehmender Individualisierung und Pluralität der Lebensformen geprägt ist. Sie haben in Gegensatz zu früheren Generationen die Freiheit und den Zwang, ihre eigene Biographie zu entwerfen, mit allen Brüchen und Widersprüchlichkeiten. Sie leben in unterschiedlichen Lebenswelten und –kulturen, in der Stadt und auf dem Land, säkular oder christlich geprägt, ethnischen oder religiösen Minderheiten zugehörig. Sie verändern im Laufe ihres Lebens mehrmals gewollt oder ungewollt ihre Lebensform. Sie stecken oft im Dilemma, ein eigenständiges Leben führen zu wollen, ohne die Bezogenheit auf andere aufgeben zu wollen oder zu können. Frauen darin zu unterstützen, für sich und andere die Verantwortung zu übernehmen und diese Spannung auszubalancieren, ist Anliegen der EFD. *Ein für alle Frauen verbindliches Leitbild kann es nicht geben.*“ (Seite 2) Sodann werden sechs verschiedene Grundtypen von Lebensformen erfasst, mit Zahlenmaterial und Problemanzeigen und speziellen, auf die jeweilige Lebensform bezogenen Forderungen ergänzt. Demnach werden die „allein wohnende Frau, Lebensgemeinschaften von Frauen mit Frauen, Lebensgemeinschaften von Frauen mit Kindern, Lebensgemeinschaften von Frauen mit Männern, Lebensgemeinschaften von Frauen mit Männern und Kindern und schließlich Frauen in Pflegegemeinschaften unterschieden“. Die abschließenden acht Forderungen werden so eingeleitet: „Es geht immer darum, die jeweilige Lebensform ohne Wertung, Diskriminierung und Rangordnung wahrzunehmen und die Leistung der Frauen anzuerkennen. Keine Lebensform darf durch Idealisierung oder Verwerfung und Ablehnung zusätzlich belastet werden. Vielmehr müssen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dafür geschaffen werden, dass in einer menschlichen und lebensfördernden Weise Frauen in ihrem Alltag unterstützt werden.“ (Seite 11) Auf ein paar der Forderungen komme ich im nächsten Kapitel noch einmal zurück.

In einem für mich sehr aufschlußreichen Vortrag, den unsere Referentin für Frauenbildungsarbeit, Frau Dr. Schrimm-Heins, im neuen Akademieprogramm anbietet, werden die Individualisierungstendenzen und Wandlungsprozesse in Lebensentwürfen von heute in ihrem Für und Wider genauer untersucht. „Wo Freiheit wächst und Vorgaben schwinden, wird Gestaltung zwingend. Aus vorgegebenen Normalbiographien werden nun Wahlbiographien, mit allem, was dies an Zumutungen mit sich bringt. Damit ist die Doppeldeutigkeit der Freiheit in der Moderne ausgesprochen: Der Mensch ist befreit von biographischer Festgelegtheit und zugleich genötigt, sein eigenes Leben zu gestalten.“ (Seite 3) Es wird aber zugleich darauf hingewiesen: „Die Individualisierungsprozesse beeinflussen und verändern die Lebensentwürfe von Frauen anders als die von Männern.“ (Seite 4) Bei der grundsätzlichen Wahlfreiheit, das eigene Leben so oder so zu gestalten, stoßen Frauen nach wie vor auf größere Schwierigkeiten, weil die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen „die eine Hälfte“, in diesem Fall die Männer, mehr oder weniger begünstigen.

## 2. Doppelte Lebensführung

In einem Vortrag am Internationalen Frauentag im März dieses Jahres hat die Oldenburger Soziologin, Frau Prof. Nave-Herz, den Wunsch vieler Frauen nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie empirisch belegt. Während vor etwa 20 Jahren diesem Wunsch nach Erwerbstätigkeit und Familienleben auf gesellschaftspolitischer Ebene nur zögernd Rechnung getragen wurde, ist die zunehmende Kinderlosigkeit von inzwischen bis zu 20 % der Frauen eines Jahrgangs als wachsendes Problem der Gesellschaft erkannt worden. Auf die Veränderung der Alterspyramide mit der Zunahme der älteren Generation und der Abnahme der Zahl von Familien überhaupt und der Anzahl der Kinder in Familien im besonderen reagieren mittlerweile alle Parteien mit Programmen zur Unterstützung familienfreundlichen Lebens und zu einer geregelten Einwanderungspolitik. Erst die kritischen Prognosen im Blick auf die Bevölkerungsentwicklung haben einen tiefgreifenden Sinneswandel in Gesellschaft und Parlamenten bewirkt. Es ist zu bezweifeln, ob sich die Wahlfreiheit der Frauen, sich im Beruf und in der Familie zu verwirklichen, ohne diesen Druck so und so zügig verbessert hätte.

An einigen persönlich erlebten Beispielen möchte ich die kirchliche Entwicklung beleuchten.

Im Jahre 1989 habe ich als Saarbrücker Superintendent eine Pfarrerin in die Innenstadtgemeinde eingeführt, deren Ehemann die Rolle des Hausmannes übernommen hat. So konnte die Pfarrerin auch nach der Geburt ihres dritten Kindes ohne lange Unterbrechung den Dienst auf einer 100-%-Stelle wieder aufnehmen. Im letzten Jahr ist diese Pfarrerin zu meiner Nachfolgerin in das Amt der Superintendentin gewählt worden. Man muss allerdings hinzufügen, dass der Ehemann seinerzeit auf den Studienabschluss verzichtet und damit über kein eigenes Einkommen verfügt hat. In der Zwischenzeit ist die Zahl der Pfarrehepaare in allen Landeskirchen erheblich angestiegen, wobei es die unterschiedlichsten Modelle der prozentualen Arbeitsaufteilung gibt. Mit der Wahl der hannoverschen Landesbischöfin ist deren Ehemann zur Versorgung des Haushaltes und der Kinder aus der Rolle des Pfarrers in die des Familienvaters und Hausmannes getreten. Auch in anderen kirchlichen Berufen ist erhebliche Bewegung zugunsten der Flexibilität von Frauen, die Beruf und Familienleben vereinbaren möchten, entstanden, so teilen sich in unserer Bauabteilung zwei Architektinnen eine Stelle, die durch die Pensionierung eines Mitarbeiters frei geworden ist.

In der oldenburgischen Kirche hat zu Beginn des Jahres eine Kirchenkreisreform stattgefunden, die eine Verringerung der Anzahl von 14 auf 11 zur Folge hat. Eine Kreispfarrerin hat sich nicht für eine Neuberufung zur Verfügung gestellt. Eine andere Pfarrerin, die wir gern in diesem Amt gesehen hätten, hat sich trotz Werbens für den Schwerpunkt ihrer gemeindlichen und seelsorgerlichen Arbeit entschieden. In diesen und anders gelagerten Fällen ist zu beobachten, dass nicht immer die Qualifikation, sondern auch die Motivation sowohl der Frauen als auch der Männer bei der möglichen Berufung in leitende Ämter eine besondere Rolle spielen. Auf die jüngst ausgeschriebene Stelle einer Oberkirchenrätin bzw. eines Oberkirchenrates in unserer Kirche sind 34 Bewerbungen eingegangen, darunter die von 4 Frauen. Nach einmütiger Auffassung eines großen Wahlausschusses, dem natürlich Frauen und Männer angehört haben, kamen drei Bewerber in die engere Wahl, obwohl Synode und Oberkirchenrat für die Wahl einer Frau offen gewesen wären.

Mit diesen Beispielen aus dem kirchlichen Bereich will ich zeigen, wie schwierig es mitunter sein kann, Stellenprofile und Lebensentwürfe von Frauen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Gleichwohl haben die Forderungen der Evangelischen Frauenarbeit in Deutschland, auf die schon hingewiesen worden war, auch in Zukunft ihre grundsätzliche Berechtigung.

So ist 1994 unter anderem formuliert worden: „Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung muss aufgebrochen werden, damit Frauen nicht länger hauptsächlich für den häuslichen Bereich, Kindererziehung und Pflege verantwortlich sind; Arbeit muss neu bewertet werden, die Höherwertigkeit von Erwerbsarbeit gegenüber anderen Tätigkeiten (Erziehung, Pflege, Ehrenamt) muss abgebaut werden; der Familienbegriff muss neu definiert werden und sich an der Verantwortung für Kinder und Hilfebedürftige orientieren; kirchliche Angebote müssen inhaltlich und zeitlich allen Lebensformen gerecht werden und Frauen auch in schwierigen und ungewöhnlichen Lebenssituationen in ihrem Glauben bestärken und unterstützen.“ (Seite 11/12)

### **3. Frauenbildungsarbeit**

Mit meinen Schlaglichtern aus der kirchlichen Praxis und dem Hinweis auf das gegenwärtige Wohlverhalten der Politik gegenüber den Wünschen der Frauen nach besserer Vereinbarkeit von Beruf und Familie wollte ich nicht den Eindruck erwecken, es sei für die Frau als der einen Hälfte in Kirche und Gesellschaft für die Zukunft alles zum Besten bestellt. Dies wäre ein Trugschluss. Denn bei einer veränderten gesellschaftspolitischen Lage könnten alte Rollenklischees eine schnelle Wiederbelebung erfahren. Gerade weil eine Reihe von tatsächlichen Fortschritten bezüglich der Rolle der Frau auf Einsicht und Gutwilligkeit verantwortlicher Leute in Staat, Verbänden und Kirchen beruht, ist ein plötzliches Erstarken von Gleichgültigkeit und Distanz gegenüber der Emanzipation von Frauen nicht auszuschließen. Gerade weil es sich unsere Gesellschaft zur Zeit leisten kann und im Blick auf mangelnde Arbeitskräfte leisten muss, Frauen mehr und bessere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten zu gewähren, kann bei veränderter Wirtschaftslage und globalen Einflüssen die Balance in der fairen Umsetzung des Gleichheitsgrundsatzes wieder in Gefahr geraten. Gerade weil keine Frau jede Frau ist und mit der Individualisierung die Auflösung stabiler sozialer Lebensformen einhergeht, kann nicht ohne weiteres von einer Solidarität der Frauen und der Frauenverbände untereinander ausgegangen werden. Darum ist und bleibt Frauenbildungsarbeit wichtig. Frauenbildung wird sich auch in Zukunft ihren Weg zwischen Anpassung und Widerstand, zwischen Resignation und Aufbruch suchen müssen. Ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der Frauenbewegung in der evangelischen Kirche unterstreicht die Notwendigkeit.

In einem Vortrag vor der Deutschen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung im Dezember 1997 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar hat die Berliner Pfarrerin Kahl-Passoth die Frage gestellt: „Haben Frauen die Kirche verändert?“ Bei der ersten Konsultation christlicher Frauen in Europa, die 1978 in Brüssel stattfand, wurde der Feminismus als eine Strategie, ein Lebensprinzip, beschrieben, sich als Frauen selbst zu entdecken. „Nachdem Gesellschaft und Kirche ihnen jahrhundertlang vorgeschrieben haben, wer sie sein sollen, was sie zu tun, was sie zu lassen haben, ist es nun Zeit, herauszubekommen, wer sie selber sind, was sie können, was sie tun wollen.“ (Seite 67) Dabei wurde immer wieder betont, um nicht von vornherein zu scheitern, „dass diese Strategie nicht gegen den Mann gerichtet ist, sondern ihn eher ermutigen soll, seinen gegengeschlechtlichen Anteil zu entdecken. Wir wünschen, in Freundschaft mit ihm zusammenzuleben und ihn als Bündnispartner auf dem Weg der Befreiung zu gewinnen.“ 1979 legte die Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland die Studie „Die Frau in Familie, Kirche und Gesellschaft“ vor, in der zu lesen ist, dass „die Frauenbewegung nicht nur negativ zu sehen“ ist. Zeitlich parallel fand die erste Studententagung „Feministische Theologie“ in der Evangelischen Akademie Bad Boll statt. Das Forum der Kirchentage bot in den folgenden Jahren eine stärkere Profilierung und Festigung feministischer Positionen in der Kirche. Nach und nach wurden Frauenreferate in den Landeskirchen gegründet, zum Teil jedoch zur Beruhigung der Szene.

Auf der EKD-Synode 1989 in Bad Krozingen stand das Thema „Die Gemeinschaft von Frauen und Männern“ auf der Tagesordnung. Seitdem muss auf kirchlichem Parkett nicht mehr grundsätzlich darum gerungen werden, die Rolle der Frau in der Kirche im Verhältnis zur Rolle des Mannes zu thematisieren. Anfang der 90er Jahre hat die Synode der Ev.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe als letzte ihren Widerstand gegen eine Frauenordination aufgegeben. Die ökumenische Dekade „Solidarität der Kirche mit den Frauen“, die im alten Jahrhundert zuende gegangen ist, hat eine Fülle von Materialien produziert und der Frauenbewegung innerhalb der Kirchen einen kräftigen Schub nach vorne gegeben. Dennoch war der Titel der Dekade von patriarchalischer Arroganz geprägt, denn er grenzte die Frauen als konstitutiven Teil der Kirchen aus. Trotz nicht übersehbarer Fortschritte, was zum Beispiel die inklusive Sprache, die Anstellung von Gleichstellungsbeauftragten, die größere Offenheit und Öffnung für Frauen in Leitungsämtern betrifft, kommt die Referentin zu dem Ergebnis: „Frauen haben die Kirche an sich nicht verändert, allenfalls ist es ihnen gelungen, ein paar Farbtupfer anzubringen.“ (Seite 70)

Auch wenn die Bilanz in der ein oder anderen Landeskirche positiver ausfallen mag, Frauenbildungsarbeit bleibt im Rahmen des gesamten Bildungsauftrages der Kirche ein Dauerauftrag. Ich begrüße es sehr, dass in der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg eine Arbeitsgemeinschaft Frauenarbeit (AGFA) ins Leben gerufen worden ist. Sie setzt sich aus den Vertreterinnen verschiedener Bereiche kirchlicher Arbeit mit Frauen zusammen. In ihr sind vertreten Frauenhilfe, Frauenarbeit des Gustav-Adolf-Werkes, die Familienbildungsstätten im Rahmen der Evangelischen Erwachsenenbildung, die Büchereiarbeit und der Pfarrfrauendienst. Im Rahmen der neu strukturierten Akademie ist das Forum „Frauen in Kirche und Gesellschaft“ gebildet worden. Nur wenn sich die Arbeitsbereiche, die die gleichen Adressaten im Blick haben, in einer Art Verbundsystem zusammenschließen und damit die personellen und finanziellen Ressourcen in der Ergänzung voll ausschöpfen, haben wir die nötige Kraft und gewinnen wir das notwendige Gehör, die Belange der Frauen in der innerkirchlichen und außerkirchlichen Öffentlichkeit nachhaltig zu vertreten.

Was in dieser Hinsicht für die Kirche gilt, gilt, vermute ich, gleichermaßen für andere Verbände und Institutionen, vielleicht auch für die Oldenburger Arbeitsgemeinschaft Frauenverbände.

#### **4. Gemeinsame Verantwortung von Frauen und Männern**

Ein Junge schrieb 1963 seiner Mitschülerin ins Poesiealbum:

Ein Herrgott im Herzen,  
ein Männlein im Arm,  
das eine macht selig,  
das andere macht warm.

Für Frau Dr. Hefft, Referentin für familienbezogene Bildung bei der Deutschen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung, die einen Streifzug durch Poesiealben aus 11 Jahrzehnten unternommen hat, ist zusammen mit dem folgenden Vers ein zweifelhaftes Koordinatensystem für Frauen abgesteckt: Herrgott – Mann – Eltern – Lehrer.

Behalte stets der Eltern Wort  
und Deines Lehrers Mahnen,  
So ist Dir Gott ein treuer Hort  
auf allen Deinen Bahnen.

Bei der Durchsicht von 20 Alben aus der Zeit von 1886 bis 1987 ist ihr ein Albumvers aufgefallen, „der Aufmüpfigkeit gegen eine der traditionellen Lebensformen wagt“.

Liebe Petra, werde schlau,  
werde nie 'ne Ehefrau.  
Denn vor der Ehe pflückst Du Rosen,  
nach der Ehe flickst Du Hosen.

In der schon erwähnten Erklärung der Synode der EKD von 1989 zur „Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“ heißt es in der Einleitung: „Gemeinschaft ist ein zentraler biblischer Begriff, der die gleiche Teilhabe an der Zuwendung Gottes meint. Die Gemeinschaft, die Gott mit den Menschen gesucht hat, stiftet Gemeinschaft unter den Menschen, zwischen Frauen und Männern, und damit Gleichheit in der Verschiedenheit. Schon in der Schöpfung sind Frau und Mann gemeinsam dazu bestimmt, die Erde zu gestalten (1. Mose 1, 27f). Im Bund Gottes mit seinem Volk Israel soll allen Unterdrückten und Schwachen Recht und Gerechtigkeit widerfahren, auch den Frauen. In der urchristlichen Taufverkündigung wird Frauen und Männern das Einssein in Christus (Galater 3, 28) und damit Befreiung, Ebenbürtigkeit und gleiche Würde zugesichert. Der Heilige Geist, aus dem die Gemeinschaft in der Kirche lebt, ist über Männer und Frauen in gleicher Weise ausgegossen (Apostelgeschichte 2, 16 – 18). Die biblische Sicht von Gemeinschaft ist unserer Wirklichkeit immer voraus. Dankbar empfangen wir zwar Zeichen Gott gegebener Gemeinschaft, die Diskrepanz zwischen der geglaubten Gemeinschaft in der Kirche und der Situation, in der wir leben, ist aber unübersehbar. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, solche Diskrepanz nur festzustellen und im übrigen alles beim alten zu lassen. Vielmehr gilt es, im Lichte der Verheißung Schritte zu tun, die heute Kirche als Gemeinschaft von Frauen und Männern erfahren lassen. Noch bestimmt die Vorherrschaft von Männern gegenüber Frauen weitgehend das Bild in unserer Kirche. Zur Überwindung dieser Vorherrschaft kann die Kirche aus der gesellschaftlichen Diskussion entscheidende Impulse empfangen. Hier gilt es, aus der öffentlichen Diskussion über Menschenrechte, Emanzipation und Demokratie zu lernen. Wir wollen, dass Wirklichkeit, Erfahrungen und Fähigkeiten von Frauen in Kirche und Theologie künftig ebenso zur Geltung kommen wie die von Männern.“ (Seite 9)

Seit jenem Wort der EKD sind 12 Jahre vergangen. Sowohl in der Kirche als auch in dem gesellschaftlich-politischen Raum ist die Entwicklung zugunsten der einen Hälfte vorangeschritten. Dennoch sind „trotz aller Emanzipationserfolge ... klassische Rollenerwartungen auch heute noch präsent – vor allem in familiären Bezügen, bei Männern, aber genauso bei Frauen. Frauenleben hat sich verändert und wird sich weiter verändern. Bleiben wird die Aufgabe, verschiedene Lebensbereiche auszutarieren und scheinbar Unvereinbares zu vereinbaren.“(Schrimm-Heins, letzte Seite, 2001)

Aus meiner Sicht wird viel davon abhängen, inwieweit Frauen und Männer die Zukunft gemeinsam zu gestalten bereit sind. Ich möchte das abschließend an einer grundsätzlich wichtigen Lebensfrage deutlich machen.

Der Ökumenische Rat der Kirchen hat für 10 Jahre das Programm „Gewalt überwinden“ ausgerufen. Im Februar hat dazu in Oldenburg eine große Veranstaltung mit Frau Kollegin Käßmann und mir stattgefunden. Der Oberkirchenrat hat vor drei Wochen Vertreterinnen und Vertreter des Bildungswerkes, des Diakonischen Werkes, der Frauenarbeit, der Jugend- und der Kindergartenarbeit zu einem Gedankenaustausch eingeladen. Welchen Beitrag können wir zur Umsetzung dieses Zieles leisten?

In einigen Bereichen wird schon länger an präventiven Maßnahmen gearbeitet, damit der faktische Einfluss von Gewalt als Mittel zum Zweck in Familie, Schule und Gesellschaft vermindert wird. Auf dem Allgemeinen Pfarrkonvent im September steht ebenfalls das Thema „Überwindung der Gewalt“, insbesondere im Bereich der Jugend, auf der Tagesordnung. Es ist zu hoffen, dass in vielen Kirchengemeinden bzw. Kirchenkreisen diese Dekade Fuß fasst und Früchte trägt. Ich selber gehe auf diese Grundfrage menschlichen Zusammenlebens in Predigten, Referaten und Ansprachen regelmäßig ein. Das Thema ist komplex. Es beinhaltet jede Form von zwischenmenschlicher und struktureller Gewalt, auch zwischen den Völkern. Von dem koreanischen Künstler Hong Chong-Myung stammt das folgende Gedicht „Gegen die Gewalt“:

Wenn jemand seinen Nächsten nicht liebt,  
dann ist das Gewalt.  
Wenn jemand einem Kind, das sich verirrt hat,  
nicht den Weg weist,  
dann ist das Gewalt.  
Wenn jemand einem hungrigen Volk  
nichts zu essen gibt,  
dann ist das Gewalt.  
Wenn jemand Verletzungen der Persönlichkeit zulässt,  
dann ist das auch Gewalt!  
(Käßmann, Seite 95)

Von einem wirklichen Durchbruch zu einem umfassenden Konzept gewaltfreier Konfliktlösung zwischen den Völkern sind wir noch weit entfernt. Besonders ärgerlich an diesem Zustand ist für mich die Tatsache, dass gerade demokratisch entwickelte Länder, zu denen auch die Bundesrepublik Deutschland gehört, in der Frage von Waffenexporten nicht konsequent genug handeln. Christenmenschen sind mit allen Menschen guten Willens rund um den Globus aufgerufen, Friedensstifter zu sein und den Kreislauf der Gewalt zu durchbrechen.

Der Lobgesang der Maria (Lukas 2, 46 f) wird als ein Lied der Hoffnung für Gottes Schöpfung und alle, die darin leben, verstanden. Dieser Text korrespondiert in enger Weise mit den Seligpreisungen aus der Bergpredigt Jesu (Matth. 5). In dem Lobgesang der Maria, auch Magnifikat genannt, heißt es:

Meine Seele erhebt den Herrn,  
und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes;  
denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.  
Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindes-  
kinder.  
Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist  
und dessen Name heilig ist.

Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu  
Geschlecht bei  
denen, die ihn fürchten.  
Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten,  
er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind.  
Er stürzt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die  
Niedrigen.  
Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen  
leer ausgehen.  
(Lukas 2)

Nur wenn die beiden einen Hälfen um ihrer selbst Willen und um des Lebens insgesamt Willen zusammenstehen, kann und wird sich die Zukunft freundlicher und friedlicher entwickeln. Vaclav Havel, der Staatspräsident Tschechiens, der viele Jahre seines Lebens unter kommunistischer Herrschaft inhaftiert war, hat für mich eine sehr überzeugende Definition von Hoffnung gegeben. „Hoffnung ist nicht Optimismus. Es ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht. Sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht.“

Nicht nur an den alljährlich stattfindenden Weltgebetstagen der Frauen am ersten Freitag im März, sondern an jedem Tag des Jahres können Frauen ihre besondere Rolle in Kirche und Gesellschaft positiv spielen und ihre Hoffnung nach mehr Frieden und Gerechtigkeit, nach mehr Freude und Glück, beflügeln lassen. Dazu wünsche ich uns allen viel Erfolg!

Peter Krug